



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1903. * № 6.

Samilie Seigl.

Novelle von Anna Vogel vom Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nicht oft in seiner langen Praxis hatte der abgehärtete Richter so überzeugende Naturlaute der Wahrheit und Verzweiflung gehört als jetzt. Er war ein tiefer Seelenkenner und mußte dieser schmerzzerrienen Mutter glauben. Allein den Hitter des Gesetzes konnte, durfte dieser Jammer nicht rühren; ihre Schuldlosigkeit mußte erst voll erhärtet sein, das Geständnis des offenbar allein schuldigen Gatten vorliegen, ehe er die arme Frau freilassen durfte. Dies Geständnis aber war nun zu erhoffen. Der Vater würde vielleicht bekennen, was der Gatte hartnäckig geleugnet hatte.

Seine Bewegung bemeisternd, hob der Richter die arme Mutter auf und sagte: „Sie können unter sicherer Bedeckung an das Sterbebett Ihrer Tochter gehen. Aber noch nicht gleich. Ich will nur noch einmal Ihren Mann holen lassen.“

Ein Wink entfernte Poldi, die von der Mutter mit schmerzlicher Umarmung Abschied nahm. Ein zweiter Wink bedeutete dem Aufseher, Frau Seigl in ein Nebengemach treten zu lassen und den Gefangenen Bernhard Seigl vorzuführen.

Wenige Minuten später stand der Trödler vor dem Richter. Die Gefängnisluft hatte seine roßigen Wangen bleich und schlaff gemacht. Er sah gealtert und verwahrlost aus; die knappe Lebensweise, der Verlust der Freiheit bekamen ihm schlecht. Ein verstockter Zug, der ihm sonst fremd gewesen, lag in seinem Antlitz, ließ es unsympathisch, ja fast abstoßend erscheinen.

Mit scheinbarem Gleichmut kam er heran und blieb mit nachlässiger Verbengung vor dem Untersuchungsrichter stehen. Die eben verbüßte Disziplinarstrafe schien auf ihn gar nicht gewirkt zu haben. Sie hatte ihn, wie aus seinem ganzen Wesen hervorging, nur noch verstockter gemacht.

Das sollte aber jäh und plötzlich schwinden. Der Gerichtsrat hatte eben in Johannes Brief an den Vater Einsicht genommen und hielt ihn noch in der Hand, als Seigl eintrat. Er schaute den Trödler mit prüfendem Blick an und sagte in anderem als dem knappen Amtstone, mit welchem er sonst immer zu ihm gesprochen hatte: „Ich ließ Sie vorführen, um Sie von einem traurigen

Ereignis, das in Ihrer Familie eingetreten ist, zu verständigen.“ Und dann, nach einer Pause, da er Seigl jäh zusammenzucken, ihn mit bangen, erwartungsvollen Augen auf sich blicken sah, setzte er hinzu: „Lesen Sie diesen Brief, in welchem Ihre älteste Tochter von Ihnen Abschied nimmt. Sie hat versucht, sich durch Gift das Leben zu nehmen, und liegt in hoffnungslosem Zustand im Krankenhaus.“

Wie Donner scholl es dem Vater an die Ohren, betäubte sein Gehirn und seine Fassung.

Er taumelte mit einem dumpfen Laut zurück und stand nun da, den Kopf mit beiden Händen haltend, die Schultern vorgebeugt, als drücke eine Last sie nieder.

Seine Johanna, seine Älteste, sein schönes Kind, sein Stolz — im Sterben! Und durch eigene Hand! Durch eigene Hand!

„Warum?“ Es war alles, was er fragen konnte, und röchelnd kam es aus ihm hervor: „Warum?“

Der Gerichtsrat reichte ihm den Brief hin: „Lesen Sie es selbst.“

Mit übermächtiger Anstrengung zwang sich der Trödler zur Sammlung und las den Brief, darin sein armes Kind ihn vor dem Tode inständig beschwor, der Wahrheit ge-



Mulah Abdul Ufis,
Sultan von Marokko. (S. 43)

recht zu werden und die unschuldige Mutter der Freiheit, dem Hause, den Kindern wiederzugeben. Und jedes dieser Worte dröhnte wie ein Hammerschlag an sein Herz, brach seinen Trost und seine Selbstsucht und rief mit eherner Stimme sein schlafendes Gewissen wach. Als er zu Ende gelesen hatte, war er ein gebrochener Mann.

„Ich will gestehen — alles,“ sagte er erstickt. „Meine Frau ist unschuldig. Sie weiß nichts von dem, was ich getan habe. Ich hab' bisher geleugnet, weil ich hoffte, ganz loszukommen. Aber jetzt, da das Geschehen, mein armes Kind von uns gegangen ist, will ich gestehen, daß ich allein der schuldige Teil bin. Ich hab' seit Monaten gestohlene Sachen angekauft und das Geld, das ich dabei profitiert habe, für mich behalten und davon gut gelebt, während meine Frau und meine Kinder einfach und ärmlich wie bisher ihr Leben fristeten. Das ist die Wahrheit, Herr Gerichtsrat. Hätt' ich es früher gesagt — ein Schluchzen drang rauh und wild aus seiner Brust hervor — „so wär' das nicht geschehen und meine Tochter am Leben geblieben. Aber so — ich bin ihr Mörder!“

Er brach zusammen, raufte sich das Haar. Man mußte ihn abführen.

Eine Viertelstunde später waren die Formalitäten erfüllt, welche Theresie Seigl nach unschuldig erduldeter Untersuchungshaft die Freiheit wiedergaben.

Nach einer weiteren Viertelstunde stand sie schluchzend an dem Schmerzenslager ihrer Tochter, deren Befinden infolge all der angewandten Mittel wieder Hoffnung gab. Und aus der Tiefe ihres blutenden Mutterherzens flehte sie Gott um die Erhaltung dieses jungen Lebens an.

Und dann war sie daheim bei ihren Kindern, die sie so viele Wochen nicht gesehen hatte. Und lauter Kinderjubiläum begrüßte die heißentbehrte Mutter, die weinend ihre Lieblinge an sich zog.

Die große Wanduhr im Bureau wies auf halb Vier, als der alte Kanzleidiener mit einem Brief in der Hand eintrat. Er legte ihn auf den Schreibtisch des Konzipienten nieder und verschwand still, wie er gekommen war. Albert Klimel war mit der Durchsicht einer von ihm aufgesetzten Klageschrift so beschäftigt, daß er eine gute Weile vergehen ließ, ehe er den Brief an sich nahm.

Als er Johannes Handschrift erkannte, stieg eine heiße Röte in sein Antlitz, ein nervöses Zucken flog um seinen Mund, sein Blick verdunkelte sich jäh.

Warum schrieb sie? Was wollte sie von ihm? Fehlte ihr die Stärke, ihre Verzichtleistung aufrecht zu erhalten? Vereute sie ihren ersten Brief, und rief sie ihn nun wieder

zurück? O, daß sie es doch lieber nicht getan, ihm lieber nicht geschrieben hätte!

Er litt ja ohnehin so viel um sie, trug so unsagbar hart an den Verhältnissen, die ihn unerbittlich von ihr schieden. Was mußte sie ihm das schwere Herz noch schwerer machen? Was ihn noch mehr in Zwiespalt bringen mit sich selbst?

Ein dumpfer Zorn stieg in ihm auf gegen sie, die ihn vielleicht wankend machen wollte. Und Zorn über sich selbst in der dunklen Furcht, ihrem Flehen zu unterliegen, wenn er diese Zeilen gelesen haben würde.

Und darum — lieber nicht.

Seine Hand, die sich unwillkürlich nach dem Briefe ausgestreckt hatte, zuckte wie unter einer schmerzhaften Berührung zurück. Mit gefurchter Stirne, finsternen Mienen wandte er sich hastig ab, um die klare Mädchenschrift auf der Adresse nicht vor Augen zu haben.

Es half nicht viel. Vor seinem Geiste stand sie in unverwischbaren Zügen. Und diese schlanken Linien voll Leichtigkeit und Kraft — das Zeugnis einer schriftgeübten, formgewandten Hand — drängten sich zwischen die Zeilen des Konzeptes, das er wiederzulesen begann, schoben sich an Stelle derjenigen seiner eigenen Hand, schienen diese zu verwischen und zu bitten: „Lies uns doch! Lies uns!“

Es schuf ihm eine Qual, die ihm das erhitzte Blut schwallweise zu Kopfe trieb, so daß auf seinem Antlitz die Farbe kam und ging wie im Fieber.

Es wurde unerträglich. Er hielt es nicht aus. Und als die nahe Turmuhr draußen anhub, die sechste Stunde zu schlagen, die Schreiber in den anderen Räumen sich entfernten, und Albert gleichfalls das Bureau verlassen wollte, stieg sein pochendes Herz über den Kopf, die Sehnsucht über das Bedenken.

Wie damals vor fünf Wochen, da ihm ihr erster Brief gekommen, riß er auch jetzt mit bebender Hand den Umschlag auf, und seine fiebrigen Blicke überflogen den Inhalt ihres letzten Briefes.

„Mein lieber Albert!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich kann das Dasein nicht ertragen und sehne mich so unaussprechlich nach Ruhe, nach dem Tode. So sage ich Dir jetzt auf immer lebewohl. Bewahre mir ein gutes Angedenken — ich hab' Dich sehr geliebt und liebe Dich in meiner letzten Stunde mehr als je. Leb wohl auf ewig! Im Tode treu und Dein,

Johanna.“

Der Brief entsank seiner Hand. Er stand da, aschgrau im Gesicht, mit entsetzten Augen,

in einer Haltung, als wäre er plötzlich ein hilfloser Greis geworden.

Und in ihm sprach es laut: „Daran bist du schuld! Du hast sie in Verzweiflung versinken, in Verzweiflung untergehen lassen, hast ihr nicht beigehtanden in ihrer schweren Not. Und jetzt ist sie dahin — tot!“

Ein schweres Achzen klang durch den stillen Raum. Es lockte den Kanzleidiener herbei. Er glaubte, daß dem Herrn Konzipienten, der so lange nicht fortging, unwohl geworden sei. Doch blieb er betroffen auf der Schwelle stehen, als er sah, daß er sich in seiner Annahme getäuscht; denn Klimek war nicht unwohl. Er saß auf seinem Stuhl, die Arme auf die Kante des Schreibtisches, den Kopf in die Hände gepreßt, und stöhnte herzzerreißend immer nur das eine: „Johanna — Johanna! Sie ist tot — tot!“

„Es ist ihm wer gestorben,“ dachte der

sich ein, daß sie die achtungswerte Mutter einer achtungswerten Tochter sei.

Er nannte seinen Namen und fragte bebend, in schmerzlichster Erregung: „Ist's wirklich wahr, daß Johanna —“ Die Stimme versagte ihm für einen Augenblick. Dann stieß er, bevor Frau Feigl ein Wort äußern konnte, fast unverstündlich hervor: „Wo ist sie? Ist sie — ist sie tot?“

Frau Feigl machte eine leise verneinende Bewegung.

„Gott möge es verhüten!“ sagte sie dabei in einem Tone, der wie ein aus tiefstem Herzen kommendes Gebet klang.

Und da er es hörte, daß das Schlimmste noch nicht eingetreten, daß sogar Hoffnung auf Johannas Genesung sei, war es ihm, als siele eine Bergeslast von seiner Seele.

Frau Feigl wußte nichts von dem, was zwischen ihm und ihrer Tochter vorgegangen

war. Doch nun begann sie es zu ahnen. Und — er war wieder da! Er war gekommen! Trotz alledem!

Tränen schossen ihr in die Augen. In heißer Aufwallung streckte sie ihm die Hände entgegen. „So müssen wir uns kennen lernen!“ sagte sie erschüttert.

Mit krampfhaftem Druck umschlossen seine Hände die ihren, als wollte er ihr damit eine Stütze geben. „Bergeben Sie mir,“ bat er. „Ich habe viel gelitten. Unendlich viel!“

Ihr grauer Kopf senkte sich tief herab. „Das arme Kind!“ schluchzte sie gramvoll auf.

„So unschuldig so Schweres leiden müssen!“

Es traf ihn mit der Wucht einer Anklage. „Schonen Sie mich!“ flehte er gequält. „Ich bin schwer genug gestraft durch das Bewußtsein, daß ich es mitverschuldet habe. Und wenn Sie mir vergeben können, so lassen Sie mich zu ihr.“

In der Meinung, Johanna hier zu finden, strebte er nach der nächsten Zimmertür hin. Mit traurigem Lächeln hielt ihn Frau Feigl zurück.

Mit neuer, nie gefühlter Pein traf ihn die Eröffnung, daß er Johanna heute nicht mehr sehen könne, weil sie sich im Krankenhaus befinde. Er mußte warten, mußte sich gedulden bis zu der vorgeschriebenen Stunde, da der Besuch im Krankensaal gestattet war.

Diese endlose Zeit bis zum nächsten Vormittag war für ihn eine Prüfung, die er nicht zu überstehen vermeinte, so unablässig und mit steigender Gewalt folterte ihn die Angst, daß diese Zeitspanne ihm die Geliebte für dieses Leben rauben werde.

Ihm schien es, als dehnten sich die Sekunden zu Tagen, die Minuten zu Jahren, die Stunden zu Jahrzehnten. Und er glaubte



Ein Rilsenfeld auf den Bermudainseln. (S. 43)

alte Diener mitleidig. Er stand mit dem Herrn Konzipienten gut genug, um ein Trosteswort wagen zu dürfen. Allein wozu? Er wußte, daß es in solchen Fällen am besten ist, mit sich und seinem Weh allein zu sein, und zog sich unbemerkt zurück.

Eine Stunde später fuhr Albert in einem geschlossenen Fiaker vor dem schlichten alten Hause mit dem Trödlerladen vor, stieg rasch aus und eilte durch den Flur. Nun stand er vor der bleichen, tief betroffenen Trödlerin, die bei dem Herd beschäftigt war, ein schlichtes Abendessen herzurichten.

Eine Zeitlang starrten sie sich nur fragend an.

„Wer sind Sie?“ lag in ihren Blicken.

In seinen eine Art von Staunen, daß sie da war — nicht mehr im Gefängnis. Denn er erkannte in ihr sogleich Johannas Mutter — an der Schilderung, die ihm Johanna oft in liebevollster Weise von ihr gemacht.

Sein erster Blick auf diese frühzeitig gealterte Frau mit der schlaffen, müden Haltung und dem vergränten Antlitz zwang sein Herz zur Teilnahme, flößte ihm die Zuver-

alt, wralt geworden zu sein, als endlich am nächsten Morgen der Augenblick da war, wo er sich auf den Weg machen konnte.

Es wurde ihm aber verwehrt, Johanna zu sehen. Ihr Zustand hatte sich neuerdings verschlimmert, es waren Anzeichen vorhanden, die auf Blutzersehung schließen ließen; stieg das Fieber noch um einen halben Grad, dann war es um sie geschehen.

Das sagte ihm die Wärterin, die er im Vorraum des Krankensaales traf, und sie fügte hinzu, daß sie strengen Befehl hätte, der Kranken jede, auch die leiseste Aufregung zu ersparen, niemand zu ihr zu lassen.

Er mußte wieder gehen. Wie ein Verzweifelter ging er von dannen.

Und wieder mußte er warten, harren. Nur länger noch. Ganze vierundzwanzig Stunden — in einer Qual, die ihn dem Wahnsinn nahe brachte. Und er sah elend aus, als er nach abgelaufener Zeit wieder die Tür des Krankensaales öffnete und die Wärterin mit klangloser Stimme fragte, ob er zu Fräulein Feigl vorgelassen würde.

Die Wärterin verneinte auch dieses Mal und auch am nächsten Tag. Am dritten aber nickte sie ihm freundlich zu.

„Ja, jetzt geht's schon. Der Herr Professor sagt, sie sei gerettet. Aber bleiben muß sie noch einige Zeit. Und gerade ist auch die Mutter da.“

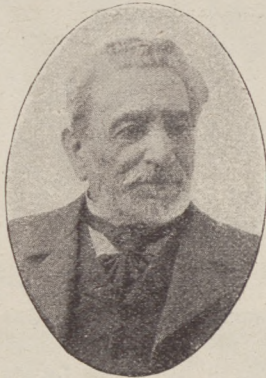
Er hätte der Botin die Hände küssen mögen, so selig machte ihn ihre Mitteilung.

Und dann stand er mit stockendem Herzschlag am Eingang des großen, hellgetünchten Saales, darin sich in zwei Reihen Bett an Bett schloß. In scheuer Spannung irrten seine Blicke darüber hin, bis sie im Hintergrunde das gesuchte geliebte Antlitz entdeckten.

Da war es ihm, als ginge sein Herz in Stücke, auseinandergesprengt von der schmerz-

lichen Liebe, die ihn mit überslutender Gewalt erfüllte.

Wie er — vorbei an all den kranken Frauen, die teils apathisch dalagen, teils sich in wildem Fieber umherwarfen — zu ihrem Bette kam, er wußte es nicht. Er fand sich nur mit einem Male dort und stand und schaute aus weitgeöffneten bängigen Augen auf die weißbedeckte Mädchengestalt mit dem blassen, süßen Antlitz, die mit geschlossenen Augen dalag, so still und regungslos, als wäre die Seele dem jungen Leibe schon entflohen.



P. M. Sagasta †.

Was ihn im Tiefsten erschütterte, das war der fremde Zug, der sich in das reine Angesicht der Schlafenden hineingezeichnet hatte, ein Zug voll herben Wehs und bitteren Grames.

Und dann öffnete sie auf einmal die Augen und schaute traumverwirrt um sich. Da schmolz seine Seele in leidvollem Glücksempfinden.

„Johanna,“ flüsterte er weich und leise, „Johanna!“ Und dann in bitterer Klage: „Du armes Kind, was hast du mir angetan!“

(Fortsetzung folgt.)

• Illustrierte Rundschau. •

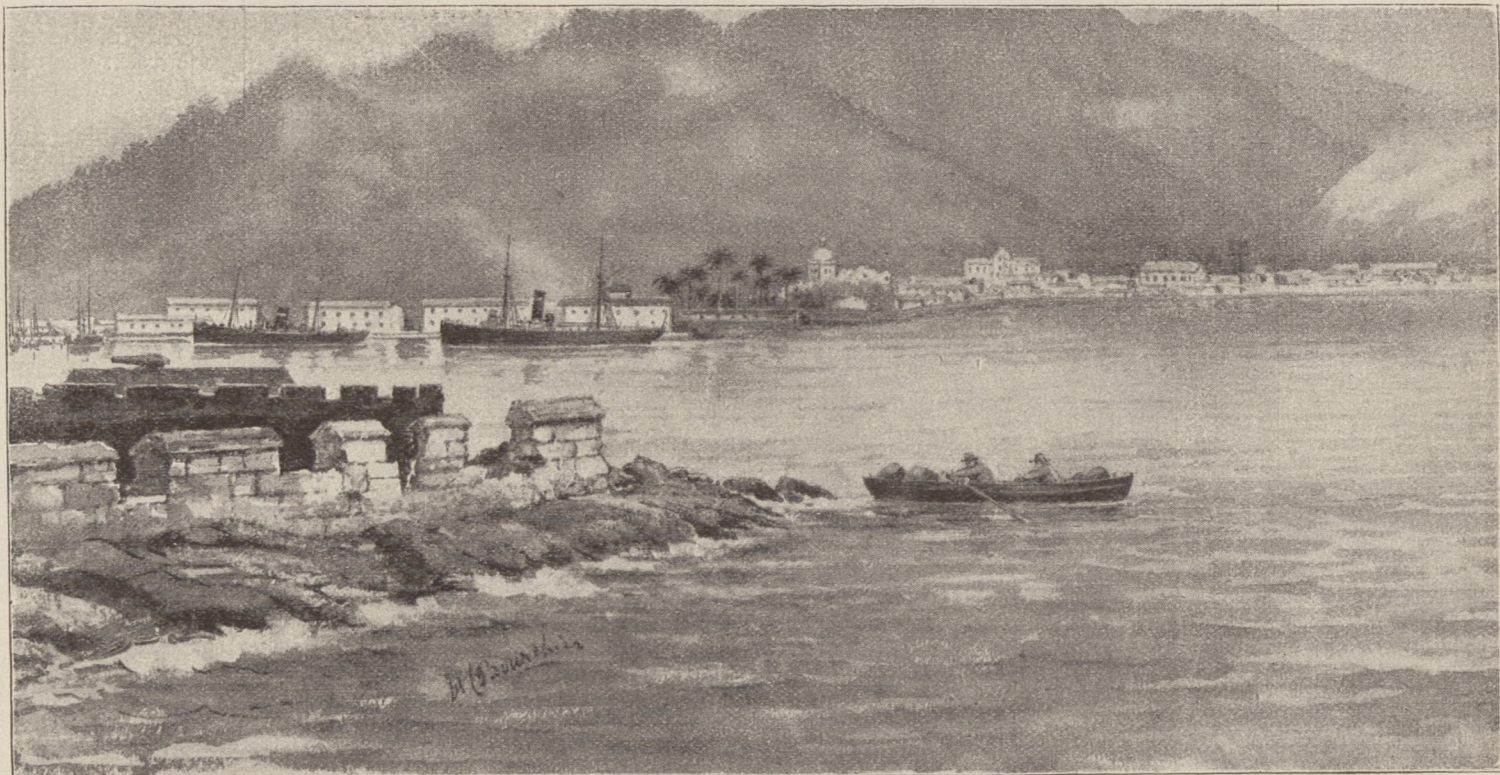
Sultan Mulay Abdul Asis von Marokko ist ein noch junger Mann. Er wurde am 24. Februar 1878 als Sohn des regierenden Sultans Mulay-el-Hassan geboren und gelangte unter Verdrängung seines älteren Bruders Mulay Mohammed, den er in Mekinez gefangen halten ließ, am 6. Juni 1894 auf den Thron. Der jetzt seine Herrschaft bedrohende Aufstand ist eine Folge der Herbeiziehung von Europäern und seiner Neigung zu Reformen, wodurch er sich bei der ohnehin fanatisch-mohammedanischen Bevölkerung verhaßt gemacht hat. — Die größten **Lilienstädter** der Erde befinden sich auf den England gehörigen **Bermudainseln**. Die Lilienkultur wird dort im großen getrieben. Man zieht die Blumen ausschließlich

für den amerikanischen Markt, und besonders zur Osterzeit werden sie zu Tausenden nach New York versandt. Man verpackt sie in eigens dafür verfertigte Holzschachteln, die die Stiele festhalten. Ein jeder Stiel muß vier Lilien tragen, und in eine jede Schachtel kommen 64 Lilien. Der Durchschnittspreis für die Schachtel beläuft sich auf 8½ Mark. Einige der Gärtner haben einen Umfang von zwölf Hektar. Im April sind die Felder ganz mit Lilien bedeckt, die zu dieser Zeit in voller Blüte stehen und einen prächtigen Anblick gewähren. — Der kürzlich zurückgetretene spanische Ministerpräsident und Hauptführer der Liberalen **Don Praxedes Mateo Sagasta** ist in Madrid im Alter von 76 Jahren gestorben. Er wurde am 21. Juli 1827 in Torrecilla de Cameros geboren, war von Beruf Techniker und gelangte nach der Revolution von 1854 in die Cortes, womit seine politische Laufbahn begann. Er war nicht weniger als zehnmal spanischer Ministerpräsident. Seine glänzendste Zeit bildeten die Jahre 1885 bis 1890. — Der venezolanische Hafen **Puerto Cabello** liegt an der Nordküste Südamerikas im innersten Winkel des Golfo Triste und bietet vom Meere aus ein höchst malerisches Bild dar. Auch bei näherer Betrachtung macht die Stadt einen sehr günstigen Eindruck mit ihren längs des Strandes sich hinziehenden stattlichen Häusern, den breiten, reinlichen Straßen und blumenbesetzten Plätzen. Sie zählt rund 15,000 Einwohner und treibt lebhaften Handel mit Kaffee, Kakao, Häuten, Kupfererzen, Chinarinde u. s. w. Die den Hafeneingang verteidigenden Forts Salano und Libertador wurden durch eine dreiviertelstündige Beschließung seitens des deutschen Kreuzers „Vineta“ und des englischen Kriegsschiffes „Charybdis“ in Trümmer gelegt.

Beim Weizenbierauschank im „Weißen Bräuhaus“ in München.

(Mit Bild auf Seite 41.)

Wenig bekannt ist es über die Grenzen Münchens hinaus, daß man dort auch ein dem Berliner Weißbier ähnliches Weizenbier herstellt, das viele Liebhaber hat. Die namhafteste Münchener Weißbierbrauerei ist das „Weiße Bräuhaus“ im Tal, in dessen Kneipstube sich stets eine Anzahl Liebhaber des stark schäumenden Weizenbieres zusammenfinden. Das Bier wird nicht vom Faß, sondern in gläsernen Ganz- und Halbliterflaschen ausgeschenkt. Nur wenn der Pfropfen beim Öffnen wie der einer Champagnerflasche knallt, ist der „Stoff“ gut. Man genießt ihn aus den herkömmlichen Maßkrügen und gibt ihm ein Zitronenschnitzchen bei.



Der Hafen von Puerto Cabello (Venezuela).

Das Geheimnis der Bunker.

Erzählung von den Philippinen.

Von D. B. Warren.

(Nachdruck verboten.)

Glühende Sonnenhitze lag im April 1898 über der Calle real der Stadt Flo-Flo, der

Hauptstadt der schönen Philippineninsel Panay.

Der Sang-lei*) Sa-hung mußte etwas sehr Wichtiges vorhaben, daß er sich trotz der Hitze unterwegs befand, denn er gehörte zu den bedeutenderen

Kaufleuten der Insel und hatte eine große Zahl von Angestellten. Er ritt die Calle real hinunter in der Richtung zum Hafen und machte erst vor der Aduana, dem Zollhaus, halt. Einer der hier herumlungern den Tagalern hielt ihm das Maultier, und Sa-hung schien im Zollhaus bekannt zu sein, denn er bezag sich direkt nach dem oberen Stockwerk, wo er an eine Tür klopfte. Auf den Hereinruf betrat er das Gemach, das mehr einer Junggesellenwohnung als einem Bureau gleich, und dessen Aufsätze nicht an dem mit Papieren dicht bedeckten Schreibtisch saß, sondern im leichtesten Anzug sich rauchend auf einer vohrgeslochtemen Ottomane streckte.

Sa-hung hob seine geballten Fäuste bis zur Brust, wie es der chinesische Gruß erfordert, dann verbogte er sich tief.

„Senjol Cristobal!“ begann er in schlechtem Spanisch — er wollte Señor Cristobal sagen, aber der Chinese kann kein „r“ aussprechen.

Noch zweimal aber mußte er sein Kompliment wiederholen, bevor Don Cristobal sich aus seiner liegenden in eine sitzende Stellung brachte und vornehm herablassend fragte: „Was wollt Ihr? Ich bin sehr beschäftigt.“

*) So heißen die chinesischen Kaufleute, in deren Händen bis zur Besitzergreifung der Philippinen durch die Amerikaner fast ausnahmslos die Wareneinfuhr ruhte.

Und diese Hitze! Es ist eine Unverschämtheit, einen Beamten, der geplagt genug ist, jetzt zu belästigen!“

Sa-hung verbogte sich nochmals, holte aus dem Armel seines chinesischen weiten Rockes ein Schriftstück und sagte: „Wenn Euer Gnaden nur einmal die Güte hätten,

„Euer Gnaden sind von einem zu großen Eifer im Dienst. Euer Gnaden müssen nicht alles sehen und nicht alles hören. Ich denke, wenn man auf die Augen von Euer Gnaden je zwei Golddublonen*) legen würde, brauchen Euer Gnaden nichts zu sehen.“

„Viel zu wenig!“ versetzte Cristobal. „Es sind zehn Kisten mit Waren. Zwei Dublonen auf jedes Auge verhindern noch nicht das Sehen. Und wenn es der Fall wäre, so habe ich noch Ohren zu hören und einen Mund, der spricht und Meldung davon machen muß, daß der Sang-lei Sa-hung die Zollgebühren nicht bezahlen will.“

„Und wenn man nun die Ohren und den Mund Euer Gnaden mit je einer Dublone verschließen würde?“

Darauf erhob sich Cristobal, ging an seinen Schreibtisch und unterzeichnete das Schriftstück. Die Dublonen flossen in seine Tasche, und der Staat erhielt keinen Pfennig, aber man ist doch nicht in Flo-Flo spanischer Zollbeamter, um dem Staat Einnahmen zu verschaffen, sondern sich selbst.

Nachdem Don Cristobal das Schriftstück unterschrieben und das Geld, das ihm Sa-hung auf den Schreibtisch zählte, eingesteckt hatte, zündete er sich einen frischen Zigarillo an und legte sich wieder auf das Ruhebett, um sich von den „Strapazen des Dienstes“ zu erholen.

Der Chinese blieb stehen, er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, und als

ihn der Beamte nicht nach seinen Wünschen fragte, begann er von selbst: „Ich habe noch eine Bitte. Sie betrifft den Kaufmann Yano, der mit mir in Geschäftsverbindung steht und in verschiedenen Dingen sogar mein Teilhaber ist. Er ist verhaftet, und ich brauche ihn dringend für einige Geschäfte. Ich will an Geld nicht sparen, wenn der Mann freigelassen wird.“

*) Eine Dublone von 1868 hat einen Wert von 21 Mark.



Beim Weizenbierausshant im „Weißen Bräuhaus“ in München. (S. 43)

auf dieses Papier einen Augenblick hinzusehen.“

Cristobal prüfte das Papier und nickte. „Es liegt eine Sendung Eisenwaren für Euch auf einem englischen Schiff im Hafen. Das wird viel Zoll kosten, viele Berechnungen, viele Mühe verursachen für mich, den Chef der Aduana, den geplagtesten aller Beamten.“

Sa-hung lächelte. „Diese Mühe möchte ich Euer Gnaden so gern ersparen.“ „Wie wollt Ihr das tun?“

Humoristisches.

Der gute Witz.



1



2



3



4



5



6

Schles

„Was erzählt Ihr mir das? Wendet Euch an das Gericht!“

„Das Gericht hat den Yano nur verhaften lassen auf Euer Gnaden Anzeige, und wenn Euer Gnaden ein gutes Wort einlegen würden, wenn Euer Gnaden erklären würden, daß Sie dem Yano verzeihen, so würde er aus dem Gefängnis entlassen werden.“

„Er hat seine Tochter mißhandelt, er hat mich beschimpft, er hat auch öffentlich geschlucht und Verwünschungen ausgestoßen. Das sind alles Vergehungen, die streng geahndet werden.“

„Ich weiß, die Tochter Yanos, die Isabella, hat eine Neigung für Euer Gnaden. Wer sollte es glauben, daß das Kind eines Indio*) einen so geläuterten Geschmack hat! Ein Wunder ist es aber nicht, es ist begreiflich, wie ein Mädchen geblendet werden kann von der Schönheit eines solchen Caballero, wie Don Cristobal ist. Der Vater Isabellas war nicht einverstanden mit dieser Neigung, denn Isabella soll den Sohn seines Freundes Aniceto heiraten. Aber Isabella, wie es nicht anders sein kann, wollte nicht von der Liebe zu Don Cristobal lassen, und so schlug sie der Vater, was wohl sein gutes Recht war, was er aber nicht hätte tun sollen, denn seine Tochter hat einen auserlesenen Geschmack. Darauf haben Euer Gnaden den Vater verhaften lassen.“

„Er hat es verdient, der braune Schuft, denn wenn er sich auch einen Christen nennt, so ist er doch in seinem Herzen ein Heide, wie alle diese Indios und wie auch ihr Chinesen es nicht minder seid.“**)

„Gewiß wird der Unwürdige nicht heranreichen an die Frömmigkeit Euer Gnaden. Aber sicher bereut er alles, was er getan hat.“

„Wo ist Isabella?“

„Der Vater hat sie noch vor seiner Verhaftung bei den frommen Schwestern im Nonnenkloster untergebracht. Lassen Euer Gnaden die Sonne Euer Gnade und Güte dem Yano scheinen und auch mir, denn ich bedarf seiner dringend für verschiedene Geschäfte, die ich nicht allein erledigen kann.“

„Ich habe große Kränkung und vielen Ärger durch den braunen Schuft gehabt.“

„Es wird eine Summe geben, durch welche Euer Gnaden der Ärger ersetzt werden kann. Ich bin zu einem Opfer bereit. Euer Gnaden aber wissen, daß es Ihr eigener Vorteil ist, wenn Sie mich nicht ruinieren.“

Aber Don Cristobal wollte seinen Ärger sehr teuer verkaufen, und es bedurfte eines fast einstündigen Feilschens, bis er sich entschloß, die Freilassung Yanos gegen eine Zahlung von fünf und zwanzig Dublonen zu gestatten. Er schrieb einen Brief an das Gericht, das den Tagalen auf seinen Antrag verhaftet hatte und ihn ohne Gerichtsverhandlung und Urteil so lange gefangen hielt, als es dem Beamten gefiel, und nun trollte sich endlich mit tiefen Bittklagen Sa-hung davon.

Als er vor der Tür des Amtszimmers war, holte er aus einer Ecke des Korridors den großen Sonnenschirm hervor, den er dort hingestellt hatte, und bestieg vor der Tür sein Maultier, um nach dem Gefängnis zu reiten und dort die Befreiung Yanos zu bewirken.

Im Osten der Stadt Flo-Flo stehen die mit Bambusstroh gedeckten Hütten der Tagalen

und Mestizen. In den schmutzigen Straßen treiben sich die Schweine und die fast nackten Kinder herum, und der Schmutz wäre unergründlich, wenn nicht die Häuser wegen der Überschwemmungsgefahr auf Mauern ständen. Zur Rechten und Linken der Straße sind solche mehr als mannshohe Mauern aus einfachen Feldsteinen errichtet, und auf denselben stehen die Hütten, zu denen wacklige, ausgetretene, aus einzelnen Steinen zusammengelegte Stufen hinaufführen.

Auch die Hütte, in welcher der Tagale Yano wohnte, unterschied sich nicht von den anderen, obgleich Yano viel reicher war als viele seiner Stammesgenossen. Aber wer wollte es wagen, Reichtum zu zeigen? Das hieß doch nur die Habgier der spanischen Beamten herausfordern, das hieß sich mit Gewalt Bedrückungen, Mißhandlungen, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen aussetzen.

In dieser Hütte saßen nicht nur Yano und einige tagalische Kaufleute, die gleich ihm in europäischer Kleidung steckten, sondern auch einige nur mangelhaft bekleidete Tagalen aus dem Innern der Insel. Diese waren zu einem sehr wichtigen Zweck in Flo-Flo, sie sollten eine Sendung Waffen abholen, die für die Aufständischen im Innern bestimmt waren. Waffen waren sehr nötig, denn ein Krieg zwischen Nordamerika und Spanien lag in der Luft, und die Aufständischen wollten natürlich mit den Amerikanern gegen die Spanier stehen.

Die Tagalen aus dem Innern waren unter der Maske friedlicher Kaufleute nach Flo-Flo gekommen, um die Waffen und die Munition fortzuschaffen, sie blieben aber auf Yanos Veranlassung länger in der Stadt, als sie anfangs beabsichtigten. Denn sie sollten Zeugen der Vermählung Isabellas mit Aniceto sein.

Sowohl die Tagalen aus der Stadt wie aus dem Innern waren dem Namen nach Christen, heimlich aber hingen sie an ihren uralten Gebräuchen; so war zwar auch die Ehe Isabellas mit dem jungen Aniceto von einem spanischen Geistlichen eingesegnet worden, in der Stille der Nacht aber sollten die alten geheimen Zeremonien vorgenommen werden, die bei einer Tagalenhochzeit üblich sind.

Isabella war ein junges Ding von sechzehn Jahren, in einer Klosterschule erzogen und hatte wenigstens notdürftig lesen und schreiben gelernt. Sie war seit frühester Kindheit zur Gattin ihres Vatters Aniceto bestimmt, aber für eine Barbige ist es stets der höchste Ehrgeiz, die Aufmerksamkeit eines weißen Mannes zu erregen und ihm zu gefallen. Isabella war hübsch, selbst für europäische Begriffe, und der Vorsteher des Zollamtes, Don Cristobal, hatte Wohlgefallen an ihr gefunden, wobei ihm Isabella sehr entgegenkam. Vater Yano entdeckte das Geheimnis, prügelte nach alter Tagalensitte seine Tochter gewaltig durch und schickte sie wieder in das Kloster zurück. Durch seine Handlungsweise zog er sich, wie wir wissen, große Unannehmlichkeiten zu, und erst seit acht Tagen war er nun aus dem Gefängnis entlassen. Er beschloß, Isabella sofort zu verheiraten und es Aniceto zu überlassen, seine junge Frau zu bewachen.

Isabella wagte keinen Widerstand, ein Sträuben hätte ihr doch nichts geholfen. Also fügte sie sich und entsagte der Eitelkeit, sich von einem Spanier lieben zu lassen, wenn auch mit nicht geringem Widerstreben.

Die Hochzeit dauerte zwei Tage, und ihre Hauptprogrammunkte waren nicht endenwollender Tanz und Trinken. Dann zogen die Tagalen aus dem Innern ab und nahmen

mit sich, unter Waren versteckt, die Waffen und die Munition. Aber auch eine Nachricht nahmen sie mit sich, die allerdings noch nicht bestätigt war, die aber als Geheimnis in der Tagalensstadt von Flo-Flo von Ohr zu Ohr ging: „Krieg gab es zwischen den Spaniern und den Amerikanern!“

Noch fehlte die Bestätigung, und der Alcalde und Gouverneur von Flo-Flo verheimlichten diese Nachricht noch nach Möglichkeit, denn sie trauten den Eingeborenen nicht.

In aller Stille wurde der Dampfer „Currimao“ in Bereitschaft gesetzt, um mit den Kassen, den Spitzen der Behörden, den weißen Beamten, ihren Frauen und Kindern auszulassen und die Flüchtlinge nach einer der im Süden gelegenen, im Besitz der Niederlande befindlichen Sundainseln zu bringen.

Der Sang-lei Sa-hung erhielt im geheimen den Befehl, die Bunker*) des Dampfers „Currimao“ mit Kohlen zu füllen, während die Personen, welche mit dem Dampfer flüchten wollten, ihre Sachen packten und sich bereit hielten.

Die Tagalen begannen bereits in der Stadt sich zu empören. Es kamen Ermordungen von Spaniern auf offener Straße vor.

Yano und sein Schwiegervater Aniceto entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit. Sie arbeiteten nicht nur tagsüber fleißig in den Lagerhäusern Sa-hungs, sondern auch Nachts zu Hause. Eines Abends brachten sie mit besonderer Vorsicht einen Karren mit großen Kohlenstücken nach der Tagalenvorstadt, und in derselben Nacht gingen sie an ein geheimnisvolles Werk, das sie auch in den künftigen noch fortsetzten.

Sie sägten große Kohlenstücke auseinander, so daß sie zwei Blöcke hatten. In jeden Block machten sie eine Vertiefung und füllten dieselbe mit Schießpulver. Dann setzten sie die Blöcke wieder zusammen, verklebten sie mit Teer und machten auch den Rand, der sich an der Stelle der Durchsägung zeigte, unkenntlich.***) Jedesmal vor Morgengrauen, wenn Yano und Aniceto nach den Lagerplätzen Sa-hungs zogen, nahmen sie die fürchterlichen Kohlenstücke mit sich und mischten sie unter die Kohlen, die in Maultierkaren in die Bunker des „Currimao“ geschafft wurden. Wenn diese mit Schießpulver geladenen Kohlenstücke in die Kessel kamen, gab es eine Explosion, welche dem Schiffe unrettbar den Untergang brachte.

Die Tagalen wollten sich rächen für alle Unbill, die von den Spaniern an ihnen geschehen, für alle Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit, die seit Jahrhunderten gegen sie verübt worden war.

Es war am Abend des 1. Mai. Wilde Unruhe herrschte in ganz Flo-Flo, man hatte erfahren, daß die Amerikaner Manila erobert und die spanische Flotte vernichtet hatten.

Aniceto trat zu seinem Schwiegervater Yano und fragte ihn: „Weißt du, wo Isabella ist?“

Yano zuckte die Achseln. „Es ist deine Sorge, dich darum zu kümmern, was deine Frau tut.“

„Sie ist auch deine Tochter, Yano, und, wie ich befürchte, die Mitwisserin unseres Geheimnisses. Vor drei Nächten hat sie uns bei unserer Arbeit, als wir die Kohlenstücke mit Pulver füllten, belauscht. Ich glaubte

*) Räume zur Unterbringung der Kohlenvorräte auf Schiffen.

***) Diese „Kohlentorpedos“, ein schreckliches Mittel grausamer Kriegführung, wurden zuerst 1864 von den Südstaaten Amerikas in dem amerikanischen Bürgerkriege angewendet.

*) So heißen bei den Spaniern die Eingeborenen der Philippinen.

***) Die chinesischen Kaufleute auf den Philippinen mußten Christen werden, taten dies meist aber nur zum Schein.

damals, sie gesehen zu haben, aber ich wußte es nicht genau und hatte nur einen Verdacht. Ich weiß jetzt aber sicher, daß sie von unserem Geheimnis Kunde hat, und sie ist fort."

"Wo soll sie hingegangen sein?" fragte Yano.

"Sie wird zu Don Cristobal gegangen sein, um ihn zu warnen."

Yano stieß einen wilden Fluch aus. "Wenn dem so ist, so stirbt sie von meiner Hand. Komm, wir wollen sie suchen."

"Wo sollen wir sie suchen?"

"Narr," rief Yano wild, "wo kann sie sein als unten am Hafen? Wenn sie den weißen Schurken warnen will, so muß sie ihn im Zollhaus aufsuchen oder am Hafen. Wahrscheinlich ist er schon auf dem Dampfer, denn die spanischen Wölfe haben sich alle dorthin geflüchtet — sonst hätten sie heute nacht ihre Kehlen verloren."

Yano und Aniceto machten sich bei Einbruch der Dunkelheit auf den Weg. Yano hatte ganz recht gehabt; unten am Hafen stand Isabella mit einem Briefe, der aus einem zusammengeklebten Blatt Papier bestand, und der nur die Worte enthielt: "Fahre nicht mit dem Dampfer; große Gefahr!" Dieser Brief war an Don Cristobal adressiert, und Isabella, welche in der Tat den Gatten und Vater bei ihrer unheimlichen Arbeit beaufsichtete, wollte den früheren Geliebten warnen. Sie hatte gehofft, ihn in dem Zollgebäude zu treffen, aber dieses lag verlassen, und nur eine Abteilung Soldaten war im Hofe aufgestellt. Das Militär wagte nicht mehr, sich einzeln zu zeigen, und die geschlossenen Trupps begannen sich für die Nacht auf einen Überfall einzurichten.

Da hörte Isabella plötzlich ihren Namen halblaut rufen, und als sie sich umwandte, sah sie ihren Vater und den Gatten hinter sich. Die furchtbaren Blicke der beiden belehrteten sie, daß die Männer alles wußten, und instinktmäßig floh Isabella, denn sie wußte, es galt ihr Leben. Sie floh der Stadt zu, und hinter ihr jagten, wahninnig vor Wut über die beabsichtigte Verräterei, Yano und Aniceto.

Ein großer Hof stand offen, und Isabella flüchtete hinein. Sie sah im nächsten Augenblick, daß sie auf dem Lagerhofe Sa-hungs war. Sie wußte, wo sich das Kontor des chinesischen Kaufmanns befand, sie sah Licht darin und stürmte hinein. Sie warf sich dem Chinesen zu Füßen und umklammerte hilflos seine Kniee.

Im nächsten Augenblick aber stürzten Yano und Aniceto, in ihrer Rechten die Dolche schwingend, in das Gemach.

Blitzschnell sprang Isabella auf und flüchtete hinter den Schreibtisch Sa-hungs, und der Chineser deckte das Tagalenweib mit seiner Gestalt.

"Was wollt ihr?" fragte Sa-hung erstaunt und erschrocken.

"Sie muß sterben!" schrie Yano.

"Rettet mich!" flehte Isabella den Chinesen an. "Sie haben Pulver in die Kohlen auf dem Dampfer gebracht: das Schiff muß untergehen!"

Yano stieß einen Wutschrei aus, schob mit Riesenkraft Sa-hung beiseite, ergriff die Tochter am Arme, riß sie hervor und durchschchnitt ihr mit seinem Dolche die Kehle, während Aniceto ihr den Dolch in die Brust stieß. Sa-hung floh entsetzt aus dem Kontor.

Auf dem Deck des "Currimao" herrschte trotz der späten Abendstunde noch Leben und Bewegung. Die Männer wenigstens waren alle auf Deck, während Weiber und Kinder unten im Innern des Schiffes untergebracht

waren, so gut es ging. Ein Boot legte an dem "Currimao" an, das von den Matrosen erst in dem Augenblicke bemerkt wurde, als es an das Schiff stieß.

Auf den Anruf antwortete eine Stimme: "Ich bin es, der Sang-lei Sa-hung. Laßt mich an Bord, ich muß sofort an Bord!"

Der Name des chinesischen Kaufmanns war allen bekannt. Die Strickleiter wurde heruntergelassen, und Sa-hung kam schwerfällig heraufgeklettert. Er war ohne Kopfbedeckung, und sein Gesicht sah so verstört aus, daß die ersten Spanier auf Deck, die ihn in dem unsicheren Licht der Positionslaternen sahen, überzeugt waren, er bringe eine schreckliche Nachricht aus der Stadt. Sa-hungs Augen suchten aber nicht nach dem Gouverneur, sondern nach dem Supercargo des Schiffes, dem Manne, der die Ladung unter sich hat, und als er ihn fand, stürzte er auf ihn zu und rief, sich an seinen Arm klammernd: "Gebt mir die Kiste wieder, die ich heute nachmittag an Bord brachte! Gebt sie mir zurück!"

"Das ist unmöglich," erklärte der Supercargo. "Die liegt unten im Schiffsraum unter dem Gepäc der Leute. Ich habe sie so sicher verwahrt, wie Ihr wolltet."

"Ich muß die Kiste haben!" schrie Sa-hung verzweifelt. "Es ist all mein Vermögen darin, all mein Geld, alles, was ich verdient habe in zwölf langen, arbeitsreichen Jahren. Es darf nicht verloren sein, darf nicht untergehen!"

Jetzt mischte sich auch der Alcalde in das Gespräch, der infolge seines Richteramtes sehr mißtrauisch war und dem das Wesen des sonst so gelassenen Chinesen auffiel.

"Was bestimmt Euch, zu glauben, daß Euer Geld hier verloren sei? Heraus mit der Sprache! Ihr haltet es mit den Feinden. Ihr habt Nachricht von einem Anschlage!"

Und der zitternde Sa-hung gestand, mehr und mehr in die Enge getrieben, was er erzählte, welsch furchtbares Geheimnis die Bunker des "Currimao" bargen.

Entsetzen bemächtigte sich aller, die die Mitteilung Sa-hungs gehört hatten. Konnte nicht jeden Augenblick eines der verhängnisvollen Kohlenstücke in die Feuerröhre der Kessel geraten, die unter hohem Dampf standen, da man jederzeit fertig zur Abfahrt sein wollte? Alle an Bord waren dann verloren!

Der Kapitän eilte selbst nach der Maschine hinunter, und bald erloschen die Feuer unter den Kesseln des "Currimao". An die Abfahrt des Dampfers war jetzt nicht mehr zu denken. Die Bunker mußten vollständig entleert und neu gefüllt werden.

Gegen Mitternacht knatterten die ersten Schüsse von Flo-Flo herüber, und an Bord machte man sich darauf gefaßt, von den Tagalen in Booten überfallen zu werden. Man verlöschte die Lichter, und kein Mann schlief. Große Feuer unmittelbar am Hafen warfen ihren Schein weit hinaus auf das Wasser. Die Tagalen hatten den größten Teil der Hafenanlagen in Brand gesteckt.

Gegen Morgen hörte das Feuer auf. Ein Boot mit Freiwilligen ging vom "Currimao" an Land und erfuhr, daß die spanischen Soldaten, die den Hafen besetzt hielten, wenig oder gar keine Verluste durch die Tagalen erlitten hatten. Die Tagalen hatten sich beim Morgengrauen zurückgezogen, aber durch das Anstecken großer Gebäude viel Schaden angerichtet. Auch Sa-hungs großer Lagerplatz mit dem Schuppen voll Waren war niedergebrannt.

Mit äußerster Vorsicht wurden die Bunker unter Teilnahme aller Männer im Schiffe

entladen, und die Kohlen in das Wasser geworfen.

Die Tagalen waren beim Morgengrauen ganz aus der Stadt abgezogen. Es gab keine Möglichkeit, Yanos und Anicetos habhaft zu werden, um sie für den schändlichen Anschlag zu bestrafen.

Gegen Morgen kam ein Schiff von Luzon herüber, welches mitteilte, daß die Amerikaner vor allem Manila erobern wollten und nicht daran dächten, nach Panay zu kommen. Der "Currimao" konnte ohne Gefahr bis an den Hafenai verholt werden, um hier die Bunker neu zu füllen, was unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln geschah. Die Behörden und die Beamten gingen zum größten Teil wieder ans Land, denn die Tagalen hatten sich ins Innere zurückgezogen, und die spanischen Soldaten konnten vorgehen und die Tagalenstadt vollständig in Brand setzen.

Am Abend aber verließ der "Currimao" den Hafen, um nach Celebes zu gehen. Mit dem Schiffe ging auch Sa-hung, um seine Kiste, die den ganzen Rest seiner Habe enthielt, in der Heimat in Sicherheit zu bringen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das silberne Teeservice. — Vor etwa fünfzig Jahren wirkte an der Peter-Pauls-Kirche in Petersburg ein Geistlicher, der seiner Mildthätigkeit und Freundschaft wegen von jedermann geschätzt und verehrt wurde. Fast kein Tag verging, an dem nicht Rat- oder Hilfesuchende zu ihm kamen, und keiner verließ sein Haus, ohne Trost und Zuspruch gefunden zu haben.

Eines Tages — der Geistliche war durch eine Erkältung gezwungen, sein Zimmer zu hüten — trat eine Frau bei ihm ein, die ihn flehentlich um seine Vermittlung bat. Unter Tränen erzählte sie, daß sie erst kürzlich mit ihrem Manne, einem Goldschmied, von Moskau nach Petersburg gekommen sei. Ihr Mann hätte einen Laden eröffnet, und das Geschäft ginge flott, da er ein geschickter und fleißiger Arbeiter sei. Aber trotzdem behandelte er sie auf die unwürdigste Weise, ja sogar geschlagen hätte er sie schon, und jetzt könne sie das Leben an seiner Seite nicht länger ertragen.

Der Geistliche sprach der Frau zunächst sein Bedauern aus, daß er durch Krankheit an das Haus gefesselt sei, und setzte hinzu, sie möge doch ihren Mann einmal zu ihm schicken.

"Das ist leichter gesagt als getan," antwortete die Frau schluchzend, "denn wenn er ahnt, daß Sie ihn ermahnen wollen, so wird er einfach nicht kommen. Ja, er würde mich wieder schlagen, erführe er, daß ich bei Ihnen gewesen bin. — Aber," setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, "wenn ich ihm sagen dürfte, daß Sie etwas zu kaufen wünschten, so wird er ohne Zweifel kommen."

"Das ist ein glücklicher Gedanke, denn ich beabsichtige in der Tat, mir ein silbernes Teeservice zu kaufen."

"Erst vor kurzer Zeit hat mein Mann ein solches fertiggestellt," sagte die Frau schnell, "es ist ein prachtvolles Stück, denn er ist in solchen Sachen sehr geschickt."

Am nächsten Tage erschien der Goldschmied mit einem wertvollen Service, jedoch zur Bewunderung des Pfarrers in Begleitung seiner Frau.

"Sie bringen das Teeservice?"

"Jawohl."

"Sehr gut," fuhr der Geistliche fort, "kommen Sie einen Augenblick mit in mein Zimmer."

Als sie allein waren, begann er den Goldschmied zu ermahnen und ihn an seinen am Altar geleisteten Eid, seine Frau stets gut zu behandeln, zu erinnern.

Der Goldschmied blickte den Pastor zuerst sehr verwundert an und versuchte ihn mehreremal zu unterbrechen, jedoch der alte Herr bat, ihn bis zu Ende anhören zu wollen.

"Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung anführen?" fragte er schließlich. "Welche Ursache haben Sie, Ihre Frau so schlecht zu behandeln? Ich wundere mich, Sie sehen so ruhig aus, mein Freund, wie kommt es, daß Sie ein so schlechter Gatte sind?"

"Lassen Sie mich nur ein Wort sagen! Ich bin —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen,“ unterbrach ihn der Geistliche. „Sie sind für gewöhnlich ruhig und sanft und nur zuzeiten etwas hitzig und aufbrausend. Aber sich so weit zu vergessen, eine schwache Frau zu schlagen —“

„Sie irren sich, ich habe niemals meine Frau geschlagen, denn —“

„Was? Sie leugnen noch!“

„Denn,“ fuhr der Goldschmied entschlossen fort, „ich bin gar nicht verheiratet.“

„Aber Ihre Frau wartet doch im Nebenzimmer.“

„Wer? Meine Frau? Ich habe ja gar keine Frau. Jene Frau ist doch Ihre Haushälterin! Sie kam zu mir und forderte mich auf, Ihnen ein Teeservice zur Ansicht vorzulegen.“

Jetzt wurde der Geistliche unruhig. „Meine Haushälterin ist sie nicht, es muß eine Wahnsinnige sein,“ rief er hastig.

„Oder — etwas anderes,“ warf der Goldschmied ein.

Eiligst betrat er das andere Zimmer wieder. Es war leer! Die Frau war verschwunden und mit ihr das kostbare Teeservice. [W. St.]

Die Krähe als Adjutant.

— In einer kleinen Stadt an der unteren Elbe liegt nicht weit vom Flusse ein vielbesuchtes Gasthaus. Der Wirt und seine tüchtige Ehefrau sind liebe alte Leute, und in meiner Ferienzeit verfehle ich nie, sie zu besuchen. Sie hatten weder Kind noch Regel, wie man zu sagen pflegt, und alle ihre Liebe vereinigte sich auf eine große schwarze Krähe, genannt Jakob.

Der Wirt hatte Jakob eines Tages aus den Händen einer Herde grausamer Jungen gerettet, die den kaum flüggen Vogel an einen Ast gebunden hatten und nun mit Steinen nach ihm warfen. Mit Sorgfalt zog er den Vogel auf, und dieser lohnte ihm seine Rettung durch eine rührende Anhänglichkeit.

Jakob verließ seinen Herrn keine Minute während des Tages, saß auf der Stuhllehne, wenn er speiste, und Abends, wenn er am Stammtisch Platz nahm, saß Jakob auf seiner Schulter oder, wenn es ihm gestattet wurde, auf dem Tische. Erlaubte sich jemand zum Scherz nach dem Wirt zu schlagen, so verteidigte ihn Jakob wütend. Sein größtes Vergnügen war, den Gästen das Geld abzunehmen. Sassen vielleicht ein Duzend Herren am Tisch, so hüpfte er zu jedem Gast hin, nahm das Geldstück für die Zeche mit dem Schnabel in Empfang, hüpfte dann zu seinem Herrn zurück und deponierte die empfangene Summe getreulich in seiner Hand.

Man konnte tatsächlich fast glauben, daß der Vogel Vernunft besaß. Auf der Elbe vermitteln kleine Dampfbooten den Verkehr zwischen den gegenüberliegenden Dörfern. Vermisste nun Jakob seinen geliebten Herrn, so flog er nach der Landungsstelle der Dampfer. War der Wirt, wie häufig der Fall, an Bord eines der Dampfer, so begleitete ihn Jakob über den Fluß, und einerlei, wohin er ging, Jakob ging mit ihm, entweder fliegend, hüpfend oder auf der Schulter seines Herrn sitzend. Manchmal war diese Begleitung jedoch lästig, und dann kostete es den Wirt nicht geringe Mühe und Schlaueit, seinem Adjutanten zu entgehen. Gelang es, dem Vogel ein Schnippen zu schlagen, so flog er ängstlich überall herum und suchte; fand er dann seinen Herrn wieder, so war die Freude ungeheuer, und fürchtend, daß eine neue Trennung eintreten könne, folgte er dem Wiedergefundenen wie sein Schatten während des ganzen Tages.

Die erste Bewegung des Morgens, ein Husten oder ein Knarren der Stiefel, das anzeigte, daß der Hausherr aufgestanden war, wurde mit einem lauten

freudigen Krächzen begrüßt. Wenn dann der Alte der gern einen Scherz machte, dem Vogel zurief: „Was soll der Lärm bedeuten, Jakob? Ruhig, du Schreihaas! Die Mutter schläft noch, willst sie auf-

Des armen Jakobs Ende ist tragisch. Er war wie manche seinesgleichen eitel, und man hatte ihn einen kleinen roten Kamm in seinem schwarzen glänzenden Gefieder besetzt, auf den er äußerst stolz war. Das war die Ursache seines Unglücks. Eines Tages dehnte er seinen Ausflug etwas weiter wie gewöhnlich aus, und krächzend ließ er sich auf den Lattenzaun eines Gartens hinter dem Hause eines Schneiders nieder. Dieser erblickte den seltenen schwarzen Vogel mit dem roten Kamm, und ein geladenes Tesching ergreifend, schlich er sich an den ahnungslosen Vogel heran, zielte, und tot stürzte Jakob zu Boden. [W. St.]

Der böse Freitag. — Der Hofschauspieler und berühmte Charakterdarsteller Karl Seydelmann († 1843) war abergläubisch und spielte am Freitag niemals. In der letzten Nacht seines Lebens fragte er oft nach der Uhr. Gegen vier Uhr des Morgens erkundigte er sich plötzlich: „Was ist heute für ein Tag?“ und als er hörte: „Freitag!“ schauderte er zusammen, und eine Stunde später war er eine Leiche. [C. K.]



Rückkehr der Amazonenameisen nach der Schlacht.

Die Amazonenameisen.

(Mit Bild.)

Richtige Räuber und Sklavenhalter sind die großen fuchsroten Amazonenameisen. Sie ziehen gegen die schwächeren, friedlichen, schwarzgrauen Arten zum Kampfe aus, töten sie und rauben die Larven und Puppen, die sie sorgfältig mit ihren kräftigen Zangen fassen und nebst den im Kampfe verwundeten Genossen in ihren eigenen Bau schleppen. Durch die dort bereits feindlichen Sklaven wird die erbeutete Brut ernährt und großgezogen, damit sie später ebenfalls für die Herren arbeitet und sie sogar füttert, da die Amazonenameisen wohl Waffen, aber sehr unvollkommene Fresswerkzeuge haben, also auf Sklavenbediening angewiesen sind.

weden?“ so gehorchte Jakob augenblicklich, und sofort stellte er das laute Geträchz ein.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 5:
Wer gerne leidet, der ist gern gelitten.

Anagramm.

Es treibt und wächst und grünet weit und breit
In mir zur Frühlings- und zur Sommerszeit;
Doch wird ein Zeichen nur in mir verfelt:
Was grünt und blüht mir dann zum Opfer fält.
Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösungen von Nr. 5:

des Ausscheidungs-Rätsels:

- 1. Dyr — r = oh
- 2. Enj — j = ne
- 3. Role — e = for
- 4. Genf — f = gen
- 5. Sein — l = nie
- 6. Amard — a = mand
- 7. Gram — r = mag
- 8. Feu — u = le
- 9. Bern — r = ben
- 10. Eid — d = ei
- 11. Neun — u = nen
- 12. Gran — r = gan
- 13. Neh — t = zen
- 14. Grat — r = tag

Ohne Sorgen niemand mag
Leben einen ganzen Tag;

des Vorwissen-Rätsels: Verrat, Verstand, Verdienst, Verlust, Verfall.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.